Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 18

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

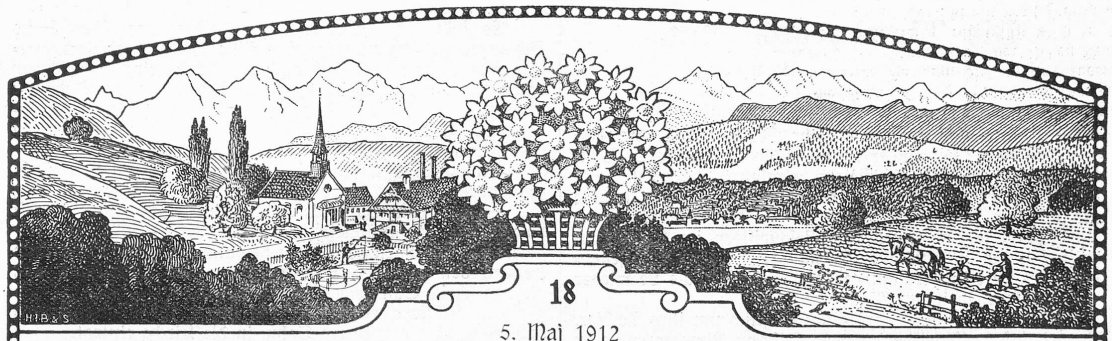
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



18
5. Mai 1912

Blätter für den häuslichen Kreis

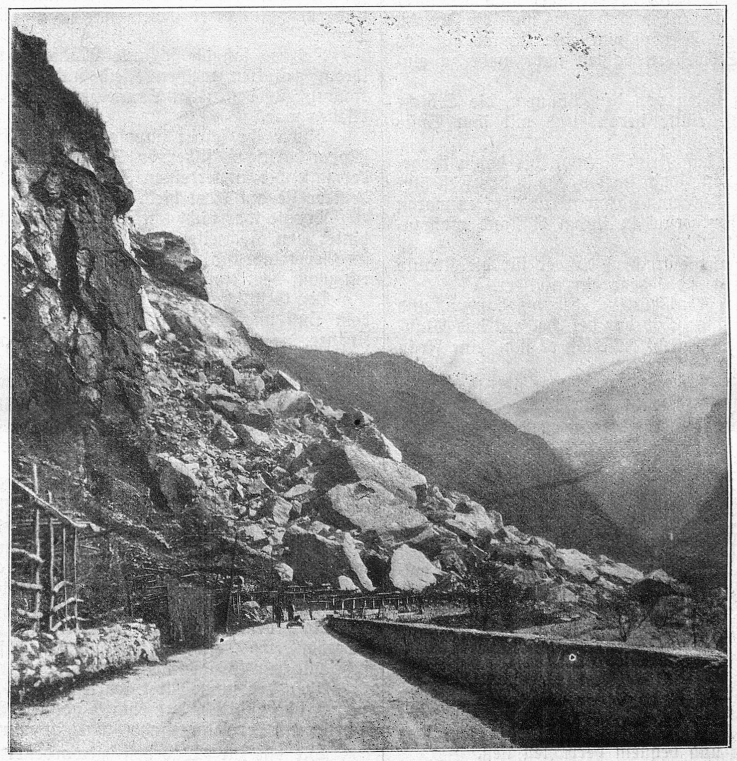
Die Organisations-Musterung.

Rudolph Aeberly.

Wenn die Trompeten schallen
Von unserm Bataillon,
Erweckt es das Gefallen
In unsern Herzen schon.
Wie And're geh'n zu Festen,
So fröhlich rückt man ein
Und von den Allerbesten
Will Jeder Einer sein!

An unserm Kleid der Ehre
Glänzt Alles wie noch jung
Und blank sind die Gewehre
An uns'rer Musterung.
Dem Vaterland zum Frommen
Wird neubestellt das Heer
Und gern sind wir gekommen
Als treues Militär.

Wir halten stramm zur Fahne
Und treu zum Offizier,
Beruft man uns Kumpane
Zum friedlichen Turnier.
Und würd' es Ernst mal gelten,
Gehört dir Herz und Hand —
Wir kämpfen gegen Welten
Für 's teure Vaterland!



Zum jüngsten Bergsturz bei Aosta in Piemont.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

20 (Nachdruck verboten.)

Sie hörte nicht auf ihn, der ihr Betragen und ihre Haltung der Mutter gegenüber rügte. Auch machte die Tatsache, daß Dr. Wezinger sich fortgesetzt heimlich in den Besitz von Morphium gesetzt hatte, keinen Eindruck auf sie. Sie glaubte nur ihrer Liebe.

Stumm saß sie neben den Geschwistern im Eisenbahnwagen, stumm blieb sie allen Bemühungen der beiden gegenüber, und starr und stumm verschanzte sie sich, als sie wieder zu Hause war, in ihrem Zimmer.

Marie Zuberbühler sorgte sich ernstlich um ihre Tochter. Margrit saß meist teilnahmslos auf ihrem Zimmer, ohne zu arbeiten, oder zu lesen. Sie brütete vor sich hin, weinte, und las Dr. Wezingers Briefe. Ein krankhafter Widerwille gegen die Mutter war ihr geblieben. Sie suchte ihn in guten Augenblicken zu überwinden, nährte ihn aber oft geflissentlich. Sie vermied ihre Mutter, sie wollte allein sein, um ungestört ihrem Unglück nachhängen zu können.

Marie Zuberbühler ließ nichts unversucht, um sich ihrer Tochter zu nähern und sie ihre sorgende Mutterliebe fühlen zu lassen.

Sie übersah geflissentlich, daß Margrit sich mehr und mehr von ihr zurückzog, kam ihr herzlicher als je entgegen, und zerbrach sich den Kopf, um dem armen Mädchen die nötige Zerstreuung zu verschaffen.

Es nützte alles nichts, Margrit blieb in sich gekehrt, schweigsam und abweisend. Sie wurde schmal und schmäler, ihre ohnedies blasse Hautfarbe wurde fahl, um die Augen lagen breite, dunkle Schatten, und ihre feinen Lippen hatten keine Spur von Farbe mehr.

Auch von Susi zog sie sich zurück. Auf der klaren Kinderstirne stand geschrieben, wie glücklich das Sonnenkind war, auch wenn sie zartfühlend Margrit gegenüber nicht von ihrer Liebe sprach. Aus den lachenden Augen las man die Freude, und das ganze, herzige Geschöpf war eine Hymne auf das Leben. Die beiden Schwestern paßten nicht mehr zu einander. —

Die Lindenblüten fielen von den Bäumen, die Störche zogen fort, der Herbst rückte heran, und mit ihm Susis Hochzeit.

Man hatte gehofft, daß Frau Amman bis dahin hergestellt sein würde, man hatte sogar daran gedacht das Fest hinauszuschieben, und die Genesung abzuwarten. Aber es waren nicht die geringsten Fortschritte in ihrem Zustand wahrzunehmen.

Uli hatte es klar ausgesprochen, daß er für die Kranke nichts mehr erhoffe, es geschehe denn ein Wunder.

Der Apotheker war kopfschüttelnd herumgegangen, und hatte zu zweifeln angefangen, ob vor der Hochzeit das Wunder sich ereignen werde. Zuletzt entschloß er sich, seine Frau heim zu nehmen .

„Das ist ein Fressen für die Zuberbühler und ihren Anhang," schimpfte er Alfred gegenüber. „Das werden sie ausmetzgen im Treuhof, daß die Apothekerin eben so krank wieder heim kam, als sie ging. Gibt's denn kein Gift gegen die verdammten Schmerzen? Hol sie der Teufel!" Er hob die Augenbrauen fast bis zur Stirne.

„Du hast die Haut aber auch verkauft," ehe du den Bären hattest, Vater," sagte der Sohn. „So sicher war die Heilung nicht, das hatte Uli oft genug betont."

So saß also Frau Maria wieder in der Apotheke zur goldenen Schlange am Fenster, oder lag im Bett, und Verene hantierte mit kölnischem Wasser wie vorher, ging in die Kirche, um die Schmerzen wegzubeten, und schürte an ihrer Frau, daß sie die Doktorin befrage, um endlich ihres Leidens ledig zu werden.

Aber Frau Marias Mut und Energie waren wieder zusammengefallen. Auch stand die Hochzeit des Sohnes vor der Türe, und der Einzug der Schwiegertochter in das Haus, das der Apotheker modern und bequem herrichten ließ.

Vieles war noch zu besorgen und zu besprechen. Frau Maria kam nicht dazu, ausschließlich wie sonst an ihre Schmerzen zu denken, und fühlte sich daher merkwürdig wohl und gehoben.

Es sollte in Anbetracht des Leides, das über Susis Schwester gekommen, nur eine stille Hochzeit gefeiert werden. Aber man wollte doch nach alter Sitte eine Fahrt durch das Land machen und in einem der berühmten, am Bodensee gelegenen Gasthäuser ein sorgfältig ausgewähltes Mahl einnehmen. Lud man dazu nur die allernächsten Verwandten ein, so waren es doch schon über vierzig Gäste.

Im Rheintal wimmelt es an den Freitagen von Hochzeitspaaren, die im Land herumfahren. An einem Freitag war es auch, als Susi mit Alfred zur Kirche ging, begafft von dem halben Städtlein, das am Torbogen stand und flüsternd die Schönheit der Braut bewunderte. Mit klopfendem Herzen, den goldenen Kopf gesenkt, unter Orgelklang und Gesang schritt Susi dem Altar entgegen.

Ein Flüstern erhob sich, als hinter ihr Marie Zuberbühler, geführt von ihrem Sohn, in die Kirche eintrat.

„Die Zuberbühler, die Hexe," murmelten ihre Feinde. Ganz leise klang es aus der Menge: Ich bin der Doktor Eisenbart, aber ein unwilliges „Pst" duckte den Sester-Hans, der sein erstes Dutzend mitgenommen hatte, um ihnen ein billiges Vergnügen zu verschaffen.

„Die Wunderdoktorin. Ah! Seht, seht sie dort! Hinter dem Brautpaar! Seht, seht." Ein begeistertes Flüstern umrauschte Marie Zuberbühler. Bewundernde Blicke grüßten sie, freudig glänzende Gesichter nickten ihr zu. „Das ist sie, das ist sie."

Die Doktorin war in schwere, schwarze Seide gekleidet, die so einfach und glatt verarbeitet war wie ihre Alltagskleider. Sie hatte eine altmodische goldene Brosche vorgesteckt mit der Photographie ihres verstorbenen Mannes, und trug ein Spitzenhäubchen. Sie sah gut und würdig aus.

Apotheker Amman folgte dann, gerührt und aufgeregt, das glatte Gesicht von der Feier des Tages gerötet. Frau Maria hing wie eine verdurstende Pflanze an seinem Arm. Ihr liefen die Tränen über die schmalen Wangen noch ehe der Pfarrer zu reden begonnen, und als er dann wirklich sprach, weinte sie so heftig, daß Amman sie anstoßen mußte und ihr zuflüsterte: „Wir sind ja an einer Hochzeit, zum Donner!"

Reizend sah die schlanke Madelene Andermatt aus, in ihrem gestickten weißen Kleid und den hellen glänzenden Haaren, auf denen ein Sonnenstrahl von draußen liegen geblieben war.

Hinter ihr schritt imposant der mächtige alte Arzt mit seinem borstigen, silbernen Schopf. Erhitzt folgte Frau Andermatt, wie immer einen Schritt hinter ihrem Manne, trotzdem er sie am Arm hielt.

Verene war nicht mit im Zug. Sie saß auf einer Bank hinter den Hochzeitsgästen, die Hände gefaltet, die Lippen im Gebet inbrünstig bewegend, ein Wetterleuchten der Rührung auf dem treuen Gesicht.

Der Geistliche sprach schön, der Gesangverein „Orpheus", dem Susi angehörte, hatte sich selbst übertroffen, die dicken Kränze, die um die Kissen gelegt waren, auf denen Susi und Alfred der Segen erteilt werden sollte, waren üppig und bunt, und Susi fand nicht die kleinste Ursache zum weinen.

Sie kniete glücklich neben ihrem Erwählten und wunderte sich, daß das Leben so viel Trauriges und Schweres enthalten sollte, wie der Geistliche behauptete. Sie hielt das für unmöglich, wenigstens für Liebesleute.

Sie lächelte vor sich hin. Einen Augenblick dachte sie an die arme Margrit, aber nicht lange; sie war zu glücklich. Als die brausenden Töne wieder über ihr dahin wogten, und sie an der Hand ihres Mannes hinausschritt aus der dunkeln Kirche in den lachenden Herbsttag, da sagte sie aus tiefstem Herzen zu Alfred: „Ach Gott, wie ist das Leben so wunderschön!"

Nach dem Kirchgang begleitete Uli seine Mutter zum „Seehof", wo Tefil mit dem Wagen auf sie wartete. Sie fuhr mit dem Bruder nach Hause.

Aber der junge Arzt kehrte zu der Hochzeitsgesellschaft zurück, überglücklich, daß ihm Madalene Andermatt als Gefährtin auf der Wagenfahrt zugeteilt wurde.

Wie ein zur Wahrheit gewordener Traum, wie ein Paradiesgarten lag das Ländlein vor ihnen, durch das sie fuhren. Die gelben und roten Aepfel an den knorrigen Bäumen wetteiferten an Pracht mit dem Gold und Pupur der herblichen Blätter. Aus den Gärten grüßten die Spät-

blumen, die feurigen Salvien, die bunten Astern, die wie vom Himmel gefallene Sterne in leuchtenden Farben auf den Beeten sich wiegten, die Georginen, und die hängenden glänzend roten Blätter des wilden Weins, die sich über den Gartenmauern, gleich einem Blutstrom, ergossen.

Den See umsäumten die fernen Berge wie ein blaues Band, und das Wasser selbst lag so ruhig und friedlich da, die Wimpel seiner Schiffe flatterten so festlich und winkten so vielverheißend zu den jungen, frohen Menschen hinüber, daß ihnen heiß wurde und ihre Wangen die Farbe der Fähnlein annahmen und in tiefem Rot leuchteten.

Uli und Madelene konnten so viel Schönheit nicht widerstehen. In der Freude darüber hafteten ihre Augen ineinander und fanden sich immer und immer wieder. Eine Welle von Glück überflutete und beträubte sie und ein Gefühl von Zusammengehörigkeit erfüllte ihre Herzen.

Als sie spät in der Nacht unter dem sternenklaren Himmel miteinander heimgingen, wartete Madelene mit seliger Freude, daß Uli reden werde und ihr sagen, was sie in seinen Augen gelesen. Aber er schwieg.

Uli nahm nichts leicht. Seiner Gewissenhaftigkeit schien es unmöglich, Madelene an sich zu binden, ehe er sicher war, festen Boden unter sich zu haben. Noch durfte er nicht daran denken, ein Haus zu gründen. Noch mußte er die Liebesworte bezwingen, die ihm das Herz versengten. Er mußte erst Wurzel fassen, ehe er ein zweites Leben an das seine band.

Es fiel ihm sehr schwer, so neben Madelene zu gehen. Ihr liebe Gegenwart peinigte ihn. Er konnte sich kaum enthalten, die Hand, die in den weißen Falten des Kleides wie eine Teerose schimmerte, nicht an sich zu ziehen und auf sein Herz zu legen. Es quälte ihn, ihre fragend auf ihn gerichteten Augen zu sehen und ihr nicht antworten zu dürfen, daß er sie tausend- und tausendfach liebe.

Er schwieg. Und Madelene, die zuerst plaudernd neben ihm gegangen, verstummte. Als er an Andermatts Heim angekommen, Abschied nehmend nach ihrer Hand faßte, kamen ihr Tränen in die Augen. Sie trat rasch in den tiefen Schatten eines Pfeilers, damit Uli die glitzernden Tropfen nicht sehe. Da er sie nicht um ihre Liebe bat, sollte er nicht wissen, wie sehr es sie schmerzte, sie ihm nicht schenken zu dürfen.

Uli ging dem Waldrand entlang nach Hause. Es war still, die Grillen hatten ihr Zirpen längst eingestellt. Ein kühler Wind strich schmeichelnd an den Tannen vorüber und trug den frischen Harzgeruch Uli entgegen, der ihn in tiefen Zügen einatmete. Zu seinen Füßen raschelte und knisterte es leise. Tannennadeln und dürre Buchenblätter stoben unter seinen Schritten davon.

Wie lange mochte es noch dauern, bis er vor Dr. Andermatt treten durfte und ihn um sein Kind bitten? Noch ein paar Monate, mehr nicht. Das war nicht lang, und doch lang für einen, der vor Mund und Herzen ein Schloß tragen mußte.

Am folgenden Abend ging Uli hinunter zu seiner Mutter. Er hatte das Bedürfnis, zu jemand von Madelene zu sprechen.

„Was führt dich so spät und so außer der Zeit zu mir?" fragte sie verwundert.

„Du kamst mir gestern so einsam vor," sagte Uli.

„Einsam? Nein, Uli. So lange ich dich, euch und meinen Beruf habe, bin ich nicht einsam. Aber du? Hast du mir nichts zu erzählen? Mir schien, Madelene Andermatts Gegenwart beglücke dich."

„Würde dich das freuen?"

„Sehr. Schon weil sie des Doktors, des guten und großherzigen Mannes Tochter ist."

„So sehr schätzest du ihn?"

„Ja."

„Auch er läßt dir Gerechtigkeit widerfahren."

„Und doch habe ich ihn geschädigt," sagte die Doktorin. „Uli, wie geht es auf dem Friedberg?"

„Oh, ganz gut. Die Anmeldungen haben ja etwas nachgelassen, das Spital ist jetzt nicht mehr so stark besetzt wie die ersten paar Monate, aber das erklärt sich leicht. Im Anfang kam eben alles, was kommen wollte, jetzt geht es mehr seinen gewöhnlichen Gang."

„Natürlich, sagte Marie Zuberbühler. „Und deine Praxis, bist du zufrieden?"

„Oh ja. Ich spüre natürlich, daß die Sommerfrischler und die Fremden das Land verlassen, da schmilzt sie etwas zusammen. Doch ist das keine ungewöhnliche Erscheinung und wird sich jeden Herbst wiederholen. Immerhin darf ich nicht daran denken, mir ein Haus zu gründen, bis sich meine Praxis gefestigt hat."

„Uli, wenn dir vorläufig mit einer jährlichen Beisteuer gedient wäre — ich bin nicht für das Warten — ich würde dir mit Freuden aushelfen."

„Danke, Mutter, danke vielmal. Aber wenn ich heirate, möchte ich meine Frau nicht mit dem Geld meiner Mutter erhalten. Sie soll ihr Haus mit sicherem Boden bauen, jetzt schwankt er noch."

„Du hast recht."

Uli drängte es, wie so oft, die Mutter nach ihrer Arbeit zu fragen, und wie so oft konnte er sich nicht dazu entschließen. Der Betrieb auf dem Treuhof war ihm mehr als je ein Dorn im Auge.

Es sollte nicht erlaubt sein. Darüber kam er nicht weg, trotz der Liebe zur Mutter. Und dabei dachte er nicht an sich und den Schaden, den er durch sie erlitt, sondern nur an die Sache selbst. Er verurteilte sie im Prinzip.

Es war ein prachtvoller und warmer Herbsttag gewesen. Die Sonne hatte heiß geschienen und eine angenehme Wärme zurückgelassen.

Ueber den zwei Spaziergängern wölbte sich der zart gefärbte Abendhimmel, den weiße, zerfließende Fäden verschleierten. Der Mond stand schon über den Bergen und spiegelte sein verschwollenes Gesicht im See. Von ferne hörte man das stampfende Rauschen des letzten Dampfschiffes, das in den Hafen einfuhr. Die Schiffsglocke rief gellend die Fahrgäste herbei.

Marie Zuberbühler und Uli gingen plaudernd auf der mondbeschienenen Landstraße dahin. Sie machten einen großen Umweg über Rheinburg, und kehrten auf einem kleinen Fußweg zum Treuhof zurück. Es war sehr hell draußen.

„Komm, setz dich noch einen Augenblick auf mein Bänklein," bat die Mutter, und ging Uli voran durch eine kleine Türe in den Gemüsegarten. Sie setzten sich unter den Birnbaum. Vor der Bank lagen im Silberlicht des Mondes rote und gelbe Blätter auf der Erde.

„Hier sitze ich am liebsten," sagte die Doktorin. „Ich meine immer, so hinter dem Haus können mich Tageslast und Unannehmlichkeiten nicht finden. Wenn ich vom Hof herkomme, so weht es mich hier so friedlich und heimelig an. Mein Birnbaum hat aber auch einen besonders lieben Geruch." Sie streichelte den alten, rissigen Stamm, der vielästig an den Schindeln der Wand lehnte.

„Wie geht es Margrit?" fragte Uli. „Findet sie sich in ihr Schicksal?" Marie Zuberbühler unterdrückte einen Seufzer.

„Nein", sagte sie. „Sie bleibt auf ihrem Zimmer, wenn ich sie nicht herausjage. Mir weicht sie aus wo sie kann. Ihre ganze Art beunruhigt mich. Es kommt nicht gut, wenn sie sich so ihrem Schmerz hingibt und sich in ihre Ideen bohrt." Uli setzte sich auf den breiten Brunnenrand und hielt die Hand unter den Strahl. Die springenden Tropfen glitzerten.

„Was arbeitet sie?"

„Nichts. So gut wie nichts. Die Besuche bei meinen Kranken macht sie nicht mehr und ist nicht zu bewegen, sich in der Wirtsstube zu zeigen, noch hilft sie im Haushalt nach. Sie liest Wezingers Briefe, schreibt an ihrem Tagebuch und starrt vor sich hin."

„Das muß anders werden. Das Mädchen läuft ja den Schwermut in die Arme. Soll ich mit ihr reden?"

„Ach ja, Uli. Dafür wäre ich dir recht dankbar. Es liegt wie ein schwerer Stein auf mir, wenn ich an Margrit denke und sie so allein und unglücklich weiß."

„Sie muß arbeiten, sich für irgend etwas interessieren, das ist das einzige Heilmittel. Ich will noch heute abend versuchen, ob ich sie beeinflussen kann," sagte Uli. Marie Zuberbühler fragte dann nach des Apothekers Frau.

„Du hattest recht, Mutter," sagte Uli. „Ich habe mir mit der Behandlung der Frau keine Lorbeeren geholt."

„Ich habe das gar nicht für möglich gehalten. Solche Schmerzen,, die kommen und gehen, anschwellen und nachlassen, je nach Laune des Patienten stärker oder schwächer empfunden werden, eintreten, weil die Kranken sich davor fürchten, aufhören, wenn man sie wegbetet oder wegscherzt, die sind kaum anders zu heilen als vom Nerven- oder Seelen-

Schulhaus-Einweihung mit Kinderfest in Wollishofen-Zürich

15. April 1912

Girlanden-Trägerinnen; unten durch die kleinen Kinder.

leben aus. Frau Ammann sollte nach Bern, dort fände sie den Arzt, der den Schlüssel zu ihrer Heilung in Händen hält."

„Ich weiß, wen du meinst. Du magst recht haben. Mir entglitt sie und ich hatte das bestimmte Gefühl, daß sie mir nicht vertraute."

Es war das erste Mal, daß Uli mit seiner Mutter ein derartiges Thema erörterte. Diesmal hatte es sich zwanglos aus dem Gespräch ergeben ohne seinen Willen. Er brach ab und erzählte wieder von der Hochzeit und von Madelene, von der Marie Zuberbühler nicht genug hören konnte. Ihre Freude äußerte sie dadurch, daß sie unzähligemale in die Tasche griff, um mit einer Prise den Genuß des Zuhörens zu verdoppeln. Sie fröstelte.

„Wir müssen hineingehen", mahnte sie. Langsam gingen sie über den Hof ins Haus. Hinter der Haustüre stand auf einem Sims ein Lämpchen, das die Doktorin anzündete. Dann stiegen sie zusammen die Treppe zu Margrits Zimmer hinauf.

Sie saß vor einem Tisch, den sie zu einer Art Altar umgewandelt hatte. Ein großes Bild Dr. Wezingers stand in der Mitte, daneben zwei Leuchter mit Kerzen, und um den Rahmen des Bildes schlang sich ein Lorbeerzweig. Eine Kassette mit den Briefen des Verstorbenen stand auf dem Tisch, auch Bücher, die er Margrit geschenkt, und eine Studentenmütze.

Sie saß im Dunkeln, nur das Mondlicht schenkte einige Helle. Als Uli und die Mutter eintraten, wandte sie fast unmerklich den Kopf.

„Guten Abend, Schwester, ich wollte dich noch grüßen, ehe ich heim muß. Wie geht es dir?"

„Wie soll es mir gehen? Gut, wie du siehst". Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Der Bruder schlang den Arm um ihre Schulter.

„Grittli, du darfst nicht so allein da oben sitzen. Du mußt dich zerstreuen." Margrit sah auf. Ein eigensinniger Ausdruck trat in ihre Augen.

„Du mußt etwas Ernstliches treiben", fuhr Uli fort.

„Das habe ich mir jetzt tagelang überlegt", sagte Margrit, „und habe meinen Entschluß heute abend noch der Mutter mitteilen wollen. Ich will Diakonissin werden."

„Das ist ein schöner und guter Gedanke", stimmte Uli seiner Schwester bei, „du hast ja hier bei der Mutter gute Gelegenheit, Krankendienste zu leisten. Die Mutter wird froh sein, wenn du ihr hilfst."

Schnitterinnen und Heuer, die Mädchen Garben tragend.

„Gewiß, Kind, ich hätte Hilfe so nötig." Aber Margrit schüttelte heftig den Kopf.

„Um Alfons Andenken zu ehren, will ich Diakonissin werden", sagte sie. „Weil er alles das nicht mehr ausführen kann, was er zum Besten der Menschheit sich zu tun vorgenommen, will ich wenigstens mit meinen schwachen Kräften den Kranken helfen, denen er nicht mehr nützen darf."

„Schön, schön," nickte Uli.

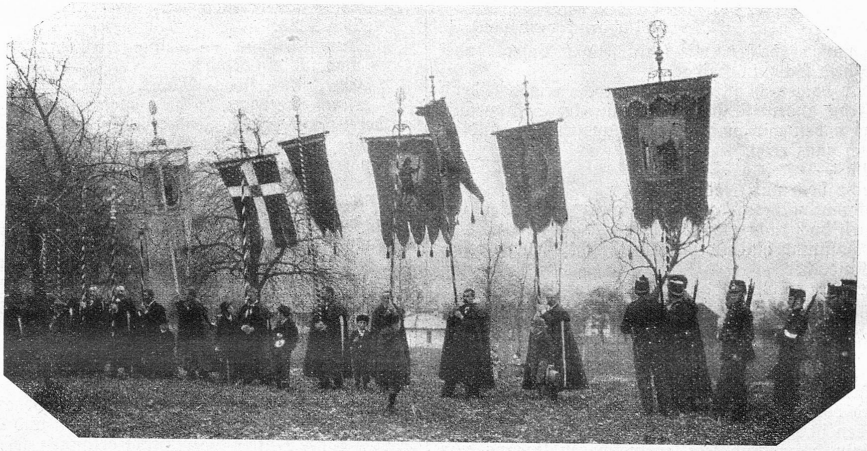
„Aber nicht hier will ich das. Nicht in dem Haus, in dem Alfons gelitten hat, in dem man ihn verachtet hat und gedemütigt und zuletzt fortgejagt."

„Aber Kind", rief Marie Zuberbühler, „das ist doch zum mindesten übertrieben."

Ich kann nicht mehr hier bleiben. Ich kann es nicht sehen, wie Mutter von Kranken bestürmt wird, und doch gar nichts von Medizin versteht, während Alfons, der so viel wußte und so bedeutend war, Mutters Gehilfe sein mußte, ihr Knecht —"

Rückkehr zum Schulhaus; im Hintergrund zu sehen.

Zur diesjährigen Näfelser Schlachtfeier.



Eine Partie aus dem Festzuge.

„Margrit!“ rief die Mutter streng. „Das geht zu weit! Ich habe damals deine Worte entschuldigt, als du Wezingers Tod erfuhrst, jetzt bist du verantwortlich für das, was du sagst.“ Aber Margrit redete weiter.

„Ich muß es einmal sagen, sonst drückt es mir das Herz ab! Aus Widerwillen gegen das Getriebe hier, aus Verzweiflung darüber, daß er gezwungen war, Mutters Strohmann zu spielen, hat er Morphium genommen. Daß ihrs nur wißt! Darum! Und weil er es nicht mehr sehen konnte, wie die Quacksalberei um sich griff, und sich blähte, und die Wissenschaft und die Jünger der Medizin beiseite schob und erdrückte.“

„Margrit, schweig jetzt!“ rief Uli. Dann wandte er sich an seine Mutter.

„Verzeih ihr, Mutter, sie ist krank.“

„Nein, ich bin nicht krank“, rief Margrit. „Ich kann es nur hier nicht mehr aushalten, wo alles dem Andenken Alfons ins Gesicht schlägt. Ich will fort aus diesem Haus. Uli, nimm mich zu dir. Auf dem Friedberg will ich Kranke pflegen, hier nicht. Wenn du mich nicht willst, gehe ich zu den Schwestern vom Roten Kreuz nach Zürich. Dort nehmen sie mich. Mutter, laß mich fort!“

„Ich halte dich nicht, Margrit.“ Marie Zuberbühlers Gesicht schien eingefallen. Ihre düstern Brauen berührten sich. Sonst zuckte keine Muskel, während ihr Kind sich von ihr lossagte.

Uli ging auf seine Mutter zu, die sich an das Fensterkreuz lehnte und streichelte ihr Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Zur diesjährigen Näfelser Schlachtfeier, links Kirche von Näfels, recht das Schlachtdenkmal.

Das unberechtigte Dasein.

Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten.)

„Rudolf muß er heißen, wie mein seliger Vater, dabei bleibt's", entschied Balduin Haidacher.

„Rege dich doch nicht so auf", meinte die etwas leidend aussehende Frau, indem sie sich schwerfällig im Sofa zurücklehnte. „Das haben wir noch jedesmal ausgemacht, und es ist mir ja auch ganz recht."

„Nun also —"

„Ich meine doch nur, wenn —"

Der Lokomotivführer starrte sie ganz erschrocken an. „Afra, du wirst doch nicht glauben, daß —"

„Unsere Hoffnung hat uns so oft getäuscht", seufzte resigniert Frau Haidacher.

„So denkst du wirklich, daß auch diesmal "—

Die blasse Frau zuckte leicht die Achseln. „Du machst mich noch ganz nervös! Man muß doch mit jeder Möglichkeit rechnen und es nehmen, wie es kommt."

Haidacher sprang ärgerlich vom Kaffeetisch auf.

„Zum Henker, ich nehme keins mehr, jetzt, nachdem das halbe Dutzend voll ist!"

„Die sieben ist halt eine böse Zahl."

„Mags ein böser Bub sein, meinetwegen, wenns nur endlich ein Bub ist!"

„Wenns aber doch ein Mädel wäre —"

Der Maschinist schluckte wütend, ohne zu antworten.

„Dann müssen wir uns doch vorher über einen Namen einig sein", fuhr die Frau fort.

„Gut, dann soll sie wenigstens Rudolfine heißen."

„Aber ich bitte dich, das ist ja gar kein Name."

„Warum denn nicht?"

„Weil gar keine Heilige so heißt, weil er nicht im Kalender steht. Ich meine — für den Fall, daß es wieder nichts wäre, könnten wir sie doch nach meiner Mutter nennen."

„Luise? Nichts da! Rudolf oder Rudolfine, auf was anderes lasse ich mich nicht ein."

„Du bist wirklich ein Narr, der —"

Haidacher, der erregt im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb stehen. „Der weiß was er will! Aber wir wollen nicht streiten. Das kann deiner Gesundheit schaden. Und bei dem, was ich gesagt habe, bleibts!" — — —

Der freie Sonntag war wieder einmal herum und Haidacher eben in seiner Kammer dabei, sich zum Dienst anzukleiden, als sich die kleine blonde Gustel hereindrängte.

„Du, Vater —"

„Was willst denn, Kind?"

„Gehst denn schon fort?"

„Ich muß. In einer halben Stunde fährt der Personenzug."

„Aber die Grete hat gesagt, der Storch fliege ums Haus", meinte altklug die Kleine.

„Wie, heute schon! Um so mehr muß ich eilen. Vielleicht bekomme ich frei und Riegl vertritt meine Stelle". Er ordnete in größter Eile seinen Anzug. Was hat denn die Grete gesagt?"

„Daß mir der Storch vielleicht wieder ein Schwesterlein bringt." —

„Der Teufel hole, — still bist, dummer Fratz!" unterbrach er selbst seinen gottlosen Wunsch.

„Aber die Grete hat es doch gesagt und ich habe mich schon so gefreut", begann die Gustel zu heulen.

Der Vater stampfte mit dem Fuße auf. „Still, und schau, wer draußen ist. Vielleicht schon die Grete mit der Nachricht, — daß —". Die Erwartung schnürte ihm fast die Kehle zusammen.

In die geöffnete Tür trat ein Bahnbediensteter.

„Sie, Jammelberger . . .! Es ist doch nichts passiert?"

„Der Vorstand schickt mich, Sie brauchen erst eine Stunde später zum Dienst zu kommen. Riegl fährt für Sie." —

„Aber ich hoffte ja dienstfrei zu bekommen, weil —

„Ausgeschlossen, — Sie sollen den Hofzug führen."

„Ich — den Hofzug?"

„Nach Beerenstadt, ja. Weil der Vorstand zu Ihnen das größte Vertrauen hat. Denken Sie, — die Ehre!"

„Da komme ich ja nicht einmal am Abend zurück. Aber freilich, weigern kann ich mich nicht. — Und also — gut!"

Der Bedienstete war kaum gegangen, als die alte Magd hereinstürzte.

„Herr Haidacher, es ist da."

„Es — was denn?"

„Das Kind."

„Dumme Gans, — freilich wird es kein Kamel sein! Aber was für ein Kind?"

„Ein kleines, liebes Mädel."

„Himmelherrgott, da haben wir die Bescherung!" Grete, an deren Rock sich schreiend die Gustel hing, flog hinaus und die Türe hinter ihr zu. Haidacher wollte nichts mehr sehen und hören. Hastig seine besseren Kleider anziehend, stürzte er aus dem Hause.

Als er in die Mitte der Bahnhofstraße gekommen war, schlug es vom Sebastiansturm. ¾ Stunden Zeit noch. Der Lokomotivführer blieb stehen. In der nächsten Quergasse lag das Standesamt und bis morgen durfte er mit der Anzeige nicht warten. Da konnte er gerade noch seiner ihm diesmal so verhaßten Vaterpflicht genügen. — — — — —

Fünf Tage später erst kehrte Haidacher zu seiner Familie zurück. Wohl hatte er glücklich den Zug mit dem Landesherrn an das bestimmte Ziel geführt, wenige Stunden nachher aber war ein Wolkenbruch niedergegangen und hatte die Brücke über die Schiefer zum Einsturz gebracht. Heute erst war die Strecke wieder fahrbar geworden und der Maschinist, der die ganze Zeit in Beerenstadt gefangen gesessen, hatte sich inzwischen mit dem Unvermeidlichen ausgesöhnt.

„Wo ist —" Wie er jetzt vor seinem noch schwachen und leidenden Weibe stand, würgte es ihn doch wieder und der Name wollte nicht über seine Lippen.

„Die Grete wird sie gleich bringen. Aber erschrick nicht, sie ist noch recht schwach."

„Da wird man mit der Taufe noch warten müssen". Frau Haidacher schüttelte den Kopf.

„Glaubst du, ich hätte die Verantwortung auf mich nehmen und die arme Luise vielleicht als Heidenkind sterben lassen mögen." —

„Wen, was — die Luise?"

„Nun ja — da der Doktor zweifelte, ob wir sie durchbringen werden und du nicht zurückkamst, habe ich schon am zweiten Tage die Nottaufe vornehmen lassen."

„Aber Luise? —"

„Du weißt doch, daß es mein Wunsch war."

„Und daß der meine —", wollte er heftig auffahren, indessen ein Blick auf das bleiche Gesicht der Frau ließ ihn schweigen. Widerspruch reizte sie nur und konnte ihr unter diesen Umständen gefährlich werden. Außerdem war das Geschehene nicht mehr zu ändern, und wenn das Kind vielleicht gar nicht am Leben blieb — so lag ja auch nichts an dem Namen.

Die kleine Luise aber machte alle Befürchtungen zu Schanden und wurde von Tag zu Tag kräftiger. Bald hatte der Vater alles, was ihrer Geburt vorausgegangen, vergessen, und nach dem einige Jahre später erfolgten Tod der Mutter war sie ihm das liebste seiner Kinder. Die größeren Mädchen waren in Stellungen gegangen, nur Gustel und die nun 18jährige Luise bei dem Vater geblieben, um ihm den Haushalt zu führen.

Haidacher, der bald in Pension zu gehen gedachte, hätte es zwar lieber gesehen, wenn die Gustel zuerst einen Mann bekommen, aber da er der Jüngsten keinen Wunsch abschlagen konnte, fand er sich auch in die Verlobung Luisens. Ein Jahr zuvor war er noch der Ueberzeugung gewesen, den Postassistenten Hans Kestler einst seinen Schwiegersohn nennen zu dürfen, aber Luisens Geschmack schien sich plötzlich geändert zu haben, und so viel er auch darüber nachgedacht, er mußte ihr Recht geben. Dieser Herbert von Illing, der seit einem Vierteljahr ein Zimmer im gleichen Hause bewohnte, war, abgesehen von seinem Adel, eine ganz andere, geradezu glänzende Partie. Ein schöner, stattlicher junger Mensch mit schwarzen, blitzenden Augen, ein vollendeter Gesellschafter, wußte er jedes Mädchenherz zu berücken, und wie er selbst angab, verfügte er über ein derartiges Vermögen, daß er seinen Beruf als Ingenieur höchstens zum Vergnügen auszuüben brauchte. Einem solchen Bewerber gegenüber konnte der mittellose, bescheidene und gutmütige Postassistent nur verblassen, und es war wohl auch Selbsterkenntnis gewesen, was ihn bei Zeiten still und traurig sich von dem geliebten Mädchen hatte zurückziehen lassen.

Herbert hatte schon vor längerer Zeit um die nötigen

Papiere in seine ungarische Heimat geschrieben. Bisher waren sie noch nicht eingetroffen, aber da es täglich geschehen konnte, und die Hochzeit baldmöglichst stattfinden sollte, mußte nunmehr auch Luise den Gang zu Magistrat und Standesamt tun.

„Was wünschen Sie?" fragte in ziemlich ungalantem Tone der Beamte, ein eingefleischter alter Junggeselle, auf den nicht einmal die Schönheit des jungen Mädchens Eindruck machte.

„Aber ich war doch gestern schon hier", wandte Luise schüchtern ein.

„Gestern waren viele hier. Nennen Sie Ihren Namen."

„Luise Haidacher."

„Ja so — Sie wollten ein Geburtszeugnis? Das können Sie nicht haben." — —

„Wie? — Aber ich bin doch geboren", wagte das junge Mädchen errötend zu bemerken.

„Weiß ich nicht. Kann ich nicht untersuchen."

Der Beamte wurde ärgerlich. „Eine Luise Haidacher ist bei uns nie angemeldet."

„Aber ich bin es doch."

Der Kopf des Beamten wurde rot.

„Das müssen wir besser wissen. Eine Luise Haidacher gibt es nicht, sonst wäre sie eingetragen."

„Ja, wenn ich doch lebe und Ihnen meinen Taufschein vorlegen kann. Zur Vorsicht habe ich ihn mitgebracht. Hier ist er."

Der Beamte warf nur einen flüchtigen Blick darauf. „Taufschein geht uns nichts an — der ist recht für Schule, Firmung, Konfirmation. Wenn Sie aber heiraten wollen, so muß das Standesamt von Ihrer Existenz überzeugt sein."

Das junge Mädchen war so eingeschüchtert, daß es nicht wußte, was es erwidern sollte. Endlich meinte es: „Dann muß vielleicht ein Irrtum vorliegen."

Das Beamtenblut empörte sich. „Irrtümer sind bei Behörden ausgeschlossen, merken Sie sich das!" schnauzte er die Erschrockene an. „In unseren Listen findet sich nur eine Rudolfine Haidacher. Die sind Sie nicht. Also was wollen Sie?"

„Vielleicht bin ich es." Luise durchzuckte plötzlich ein erleuchtender Gedanke. Was ihr einmal die Mutter erzählt hatte, fiel ihr jetzt ein. Wie sie eigentlich Rudolfine hätte heißen sollen, und wie dann die Nottaufe in Abwesenheit des Vaters sie vor dem garstigen Namen bewahrt hätte.

„Was soll das heißen?" fragte verblüfft ob solch dreister Rede der Beamte.

Das junge Mädchen erzählte treuherzig, was sie zu der kühnen Behauptung gebracht.

„Undenkbar", knurrte der Beamte, „ein Fall, wie er noch nie dagewesen. Dann hätten Sie ja Ihr ganzes bisheriges Leben lang ein unberechtigtes Dasein geführt! Vor allem ist es nötig, daß ich Ihren Vater vernehme. Eher läßt sich der Sache überhaupt nicht näher treten."

„Aber ich muß doch die Papiere haben", bat dringend Luise.

„Bevor Ihre Existenz nicht nachgewiesen ist, gibt es keine Papiere", betonte erbarmungslos der Beamte.

„Mein Gott, Sie wissen doch jetzt, daß ich es bin", rief fast weinerlich das Mädchen.

„Nichts weiß ich. Morgen schon kann die richtige Rudolfine Haidacher sich einfinden, und dann habe ich die Verantwortung." — — — —

Bis der Lokomotivführer sich für einen Besuch auf dem Standesamte dienstfrei machen konnte, vergingen Wochen. Und als er dann reumütig die längst vergessene Geschichte, die er nie für wichtig gehalten, gebeichtet, wurde ihm eröffnet, daß er zunächst eine Namensänderung seiner Tochter beantragen müsse, und mit der Schreckensnachricht, daß bis zur Erledigung des Falles Monate, vielleicht auch ein Jahr vergehen könnten, kehrte er zu seiner Tochter zurück.

„Himmel, was wird Herbert dazu sagen!" war der erste Gedanke Luisens. In der Tat schien ihrem Verlobten die Sache sehr ärgerlich zu sein und schon seit einiger Zeit war er merklich kühler geworden. Was aber das Mädchen noch mehr quälte, war die Beobachtung, daß er sich oft und angelegentlich mit der hübschen Tochter des benachbarten Hausbesitzers unterhielt. Wäre ihre Liebe zu dem Ingenieur tiefer gewesen und hätte sie den so brutal verlassenen Postassistenten schon ganz vergessen gehabt, so würde Luise von rasender Eifersucht ergriffen worden sein, so aber regten sich Trotz und Empörung in ihr — und zum Erstaunen des Vaters schien das so hitzig begonnene Verhältnis immer mehr zu erkalten.

Vier Monate später hatte Haidacher wieder einer Vorladung aufs Standesamt zu folgen. Mit gespannter Erwartung sah Luise seiner Rückkehr entgegen. Sein sonderbares, erregtes Aussehen fiel ihr auf:

„Du hast die Bewilligung nicht erhalten?" fragte sie ängstlich.

„Doch — sogar heute schon. Du darfst auch künftig Luise heißen."

„Und die Papiere?"

„Brauchst du nicht, wenigstens nicht für den schuftigen Kerl."

„Wie — Herbert?"

„Weißt du denn noch nicht, wovon die ganze Stadt spricht? Er ist mit Else Frank durchgebrannt!"

„Der Schändliche", schrie Luise auf und sank auf den nächsten Stuhl. „Aber ich habe es geahnt."

Die alte Grete brachte die Zeitung herein. Haidacher entfaltete sie hastig. „Vielleicht steht schon etwas darin." In seinem erblassenden Gesichte zuckte es. „Kind, danke dem Himmel und dem Standesamt für deine Rettung. Da — ein Telegramm! In Bremerhaven wurde der berüchtigte Mädchenhändler Isidor Giftbaum, der sich für einen Ingenieur Herbert von Illing ausgab, in dem Augenblick verhaftet, da er sich mit einem neuen Opfer einschiffen wollte. Das betörte junge Mädchen, eine angesehene Bürgerstochter aus X., wird in ihre Heimat zurückgebracht, während der Verbrecher ins Untersuchungsgefängnis geschafft wurde. „Da siehst du, daß auch ein unberechtigtes Dasein sein Gutes haben kann."

Das junge Mädchen erholte sich von seinem Schrecken. „Für mich gäbe es nur ein Gutes. Wenn ich meine Torheit wieder gut machen und Hans mir verzeihen könnte!"

Haidacher legte tröstend die Hand auf den blonden Scheitel seines Kindes: „Er wird es. Ich kenne ihn!

Buntes Allerlei.

Der Wolf als Haushund. Daß ein Wolf zum anhänglichen Lieblingstier einer eleganten Dame wird, ist gewiß ein seltener Fall, doch Mrs. M. J. Lloyd weiß im „Badminton Magazine" von einem solchen zahmen Wolf zu erzählen. Sie kaufte das Tier in Indien von einem Manne, der es ganz jung im Dschungle gefunden und dann aufgezogen hatte. Bald wurde das graziöse Tier der Liebling des ganzen Hauses und befreundete sich mit der Schoßkatze der Dame. „Grannye", so wurde der Wolf genannt, sah aus, wie ein hübscher kleiner Collie, an dem nur die stechenden gelbbraunen Augen noch an die Wildheit seiner Rasse erinnerten; er war zutraulich und freundlich, nur gegen schwarze Kleider hatte er eine große Abneigung. Als die Dame nach einer achtmonatigen Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, sah sie ihr Liebling einen Moment an, und als sie freundlich zu ihm sprach, sprang er mit einem Satze auf sie zu, warf sich zu ihren Füßen, hüpfte in größter Freude um sie herum, leckte ihr Hände und Füße und rollte sich schließlich auf der Erde umher, kurz, er gab seinem Entzücken Ausdruck wie ein Hund. Zweifellos hatte er seine Herrin nach acht Monaten wiedererkannt. Das Tier sprang dann seiner Herrin in das Schlafzimmer voraus, wo es früher bei ihr gewesen war, und nahm das alte Leben, das es mit seiner Herrin geführt hatte, sogleich wieder auf. Später gab Mrs. Lloyd ihren zahmen Wolf in den Londoner Zoologischen Garten, wo er dann sein Leben beschlossen hat.

Baumblüte. N. v.

Wie bist du schön, mein Kirschbaum du,
Im weißen Spitzenkleide!
Die andern Bäume sehn dir zu
Im grünen Wams,
Als wie in stillem Neide.
Bist wie ein Kind im Mädchentraum,
Geschmückt zu frohen Tänzen;
Nur noch der liebe Apfelbaum
Am Nachbarhaus
Mag später schöner glänzen.
Schneeweiß und Rosenrot —: ihr zwei
Seid mit das allerbeste,
Das uns Frau Sonne führt herbei
An goldnem Band
Zum Frühlings-Krönungsfeste! Otto Promber.

Kapok, die Pflanze der Zukunft

Bei der ständigen Baumwollhausse finden die Ersatzmaterialien für Baumwolle jetzt besondere Beachtung. An erster Stelle steht hier Kapok. Dieses Fasernmaterial hat einen guten Glanz, ist sehr weich und leicht. Es wurde bisher nur zu Polsterzwecken und zum Füllen von Decken, Kissen, Betten usw. verwandt. Die Fruchtkapsel ist gegenüber der Baumwolle sehr groß.

Dieses für die Textilindustrie neue Material ist durch ein besonderes Präparier- und Spinnverfahren spinnfähig und der Textilindustrie nutzbar gemacht worden. Der Kapokbaum stellt nur sehr geringe Anforderungen an die Bodenverhältnisse, ebenso auch der Calotropisstrauch. Letzterer wächst wild in Brasilien, Vorderindien, Ostafrika, Togo usw. Die Ernte beträgt jetzt schon annähernd 10,000 Ballen pro Jahr. Laut Mitteilung Sachverständiger kann sie jedoch in zwei Jahren bis auf 50,000 Ballen gebracht werden. Die Faser ist billig, da sie außer den Kosten des Pflückens, Packens und Reinigens keine Anpflanzungskosten bedingt. Die Pflanze dürfte für die Kultur der Kolonien von Bedeutung werden, da sie dort bereits wild wächst.

Von den Kapokbäumen in Holländisch-Indien werden bereits schon pro Jahr ungefähr 70,000 Ballen Fruchtfasern gewonnen.

Der Erfolg des Herrn Kommerzienrats Stark von der Chemnitzer Aktienspinnerei, Chemnitz, bezüglich des Spinnbarmachens des genannten Materials muß in unserer heutigen Zeit, wo die deutsche Textilindustrie in unheilvoller Weise berührende Knappheit an Baumwolle so bitter empfunden wird, mit Freuden begrüßt werden. Nach Bemühungen, welche 20 Jahre zurückdatieren, ist es genanntem Herrn gelungen, die Faser rein bis zur englischen Nummer 12, gemischt bis zur englischen Nummer 20, spinnbar zu machen.

Die nach diesem patentierten Verfahren hergestellten Garne zeichnen sich durch Glanz, besonders weichen Griff und weitgehende Aufnahme für Farben aus. Die ausgestellten Strumpfwaren, Kleiderstoffe und Frottierwaren fanden lebhaftes Interesse, ebenso Möbelstoffe, Velvets, Posamenten und Teppiche. Besonders geeignet dürften Kapokgarne als Schußgarne für leichte Flanelle und beidseitig gerauhte Schlafdecken und Bettücher (gerauhte Bettlaken) sein.

Die neue, für die Verwendung zu Textil-Erzeugnissen geeignet gemachte Kapokfaser war im Rohmaterial in einigen Ballen zur Besichtigung und Prüfung ausgestellt.

Die Sache bezüglich der Spinnbarmachung des Kapokrohmaterials erweckt auch in außerdeutschen Ländern Interesse.

Morgen und Abendlernen

Die Richtigkeit der allgemein verbreiteten Ansicht, daß das Morgenlernen wegen der körperlichen Frische der Lernenden eher ein unmittelbares und dauerndes Behalten ermögliche, als das Abendlernen, ist schon häufig angezweifelt worden. Neuere experimental-pädagogische Untersuchungen von W. A. Lay (Karlsruhe), die dieser in der Zeitschrift „Für die Erforschung und Behandlung des jugendlichen Schwachsinns" veröffentlicht, behandeln dies praktisch wichtige und von der sonst so vielseitig ausgebildeten Gedächtnisforschung etwas stiefmütterlich bedachte Gebiet und stellen im Gegensatz zur allgemeinen Ansicht fest, daß der dauernde Erfolg des Abendlernens dem des Morgenlernens um mehr als das Doppelte überlegen ist. Lay führt zur Erklärung dieser auffallenden und wichtigen Erscheinung folgendes an: Wir müssen bedenken, daß jede psychische Erscheinung nicht bloß von den vorhergegangenen und gleichzeitigen, sondern auch von den nachfolgenden psychischen und physischen Prozessen abhängig ist. Eine psychische Erscheinung kann durch eine nachfolgende Vielheit und Mannigfaltigkeit von Erlebnissen oder auch durch einen einzelnen starken nachfolgenden Eindruck mehr oder weniger geschwächt oder ausgelöscht werden. Wir wissen auch, daß manche Vorstellungen, sofern sie nicht von anderen durchkreuzt werden, unbewußt „weiter arbeiten". Die günstigste Zeit für solche Vorgänge ist die Nacht: die äußern Vorgänge sind ganz oder fast ganz ausgeschaltet und das Gehirn wird im Schlaf erfrischt. Die ungünstigste Zeit für jene Vorgänge ist aber der lichte Tag, an dem die Eindrücke und andere Erlebnisse in buntem Durcheinander sich drängen und folgen. Unter diesen Voraussetzungen wird es verständlich, daß das Abendlernen dem Morgenlernen in seinem dauernden Erfolg beträchtlich überlegen ist.

Nützliche Winke

Zähes Fleisch mürbe zu machen, gelingt durch Zusetzen eines Eßlöffels voll Branntwein; beim Kochen verliert sich der Geschmack desselben gänzlich, und das Fleisch wird weich und schmackhaft.

Um Eiweiß schnell steif zu schlagen, fügt man eine Messerspitze voll Salz hinzu. Zu beachten ist, daß die Temperatur des Eies eine große Rolle beim Schneeschlagen spielt; je niedriger dieselbe ist, desto schneller bildet sich der Schnee.

Leibgerichte

Eine Suppe von Ochsenschwanz
Mocht ich niemals essen,
Aber neulich die Oxtoil soup
Werd' ich nie vergessen.
Hammelfleisch mit Weißkohl! — hu!
Mich befällt ein Schaudern;
Gibt's hingegen Irish stew,
Werd' nicht lange zaudern.
Rinderbraten! — Mir wird weh!
Wie ich den schon hasse!
Doch von einem bouef braisé
Ess' ich eine Masse.
Denn es schmeckt ganz unbedingt
Einem deutschen Esser
Alles, was nach Ausland klingt,
Lieblicher und — besser!

Neues vom Büchermarkt

Der Reformobstbau zu früher Fruchtbarkeit, natürlicher Pflege und leichter Ernte, von Kraft, mit 45 Abbildungen. Preis M. 1.20. Alfred Michaelis. Verlagsbuchhandlung in Leipzig, Kohlgartenstr. 48. — Ein Büchlein aus dem sehr viele Belehrung für den Besitzer eines größeren oder kleineren Gartens zu schöpfen ist. Auch wer es nur mit einem einfachen Spalierbaum oder mit Bäumchen im Hausplatz zu tun hat, wird für die kleine Auslage für die Anschaffung dieses Büchleins durch den daraus gezogenen Nutzen reichlich entschädigt werden.

Im Laufe dieses Sommers wird vom Verlage F. Zahn, in Neuenburg ein neues Prachtwerk die Presse verlassen und binnen Kurzem sollen die ersten Lieferungen erscheinen. Es betitelt sich „Treue und Ehre", Geschichte der Schweizer in fremden Diensten, von Hauptmann P. de Vallière, deutsche Ausgabe von Oberstleutnant H. Habicht. Vorwort von Armeekorps-Kommandant Oberst U. Wille. Die reiche Illustration, auch in Farben, stammt von Burkhard Mangold. — Alle weiteren Angaben befinden sich im nächstens zur Ausgabe gelangenden Prospektus.

„Was 20 Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, das muss schon etwas sein."

Goethe an Eckermann, 25. Oktober 1823.

Verkauf in Apotheken ~ Preis per Flasche Fr. 3.25

Diese Worte des grossen Dichters und Gelehrten treffen in jeder Hinsicht auf **Dr. Hommels Haematogen** zu. Seit über 20 Jahren hat es sich die Gunst der Aerzte und des Publikums in steigendem Masse errungen und bewahrt und sich von Familie zu Familie durch seine sichtbaren Erfolge selbst weiter empfohlen.

Täglich 1—2 Likörgläschen (Kinder die Hälfte), direkt vor dem Essen genommen, bewirken 238

rasche Kräftigung des Körpers und des Geistes

daher Frischwerden des Gesamtorganismus und Verschwinden von frühzeitigen Alterserscheinungen.

Beruhigung des Nervensystems

(das Lecithin ist in seinem organischen Naturzustande und nicht als künstlicher Zusatz darin enthalten).

Weckung des Appetites und Besserung der Verdauung.

Besonders empfehlenswert für zur Schule gehende Kinder, deren Lerntätigkeit erleichtert und ihre Auffassungsfähigkeit erhöht wird. Von sehr angenehmem Geschmack, kann es wie jedes Nahrungsmittel **unausgesetzt** genommen werden, ohne jemals die geringste Störung zu verursachen.

Da das Wort **„Haematogen"** als solches „Freizeichen" geworden ist, so kann jedermann irgend ein beliebiges Präparat, flüssig oder trocken, mit diesem Worte benennen. Deshalb verlange man **ausdrücklich** den Namen des Erfinders **„Dr. med. Hommel"** und lasse sich nichts anderes für :: das Verlangte als gleichwertig oder ebensogut aufreden ::

Chem. Waschanstalt und Kleiderfärberei

Terlinden & Co., vorm. H. Hintermeister

Küsnacht-Zürich

Aeltestes, best eingerichtetes Geschäft dieser Branche.

Prompte, sorgfältigste Ausführung direkter Aufträge.

Bescheidene Preise. — Gratis-Schachtelpackung. (246

Filialen und Depots in allen grösseren Städten und Orten der Schweiz.

Boudry (Neuchâtel). **Töchterpensionat.** Sprachen, Musik, Malerei, Haushaltung. Herrliche Lage. Garten. Park. Erste Referenzen. Nimmt Schülerinnen für Ferien. [167] Mme **Jaquemet,** Directrice.

Wer seinen Kindern **blühendes Aussehen** und eine **kräftige Konstitution** sichern will ernähre sie mit der altbewährten 259

Berner-Alpen-Milch